



Regina Nössler

Kleiner toter Vogel

Thriller

konkursbuch

Verlag Claudia Gehrke

Wo hört das Unbehagen auf, beginnt die Angst? Die blanke Angst?

Der Nebel war noch näher gekommen. Sie öffnete die Haustür und warf einen Blick nach draußen. Inzwischen konnte sie das andere Ende der kleinen Straße nicht mehr erkennen. Innerhalb weniger Minuten war es vollständig vom Nebel verschluckt worden. Schnell schloss sie die Tür. Verriegelte beide Schlösser und bedauerte, dass es kein drittes gab. Ihr Herz raste. Drang der Nebel nicht auch durch die Ritzen der Tür? Durch die alten, schlecht schließenden Holzfenster? Kroch unter ihre Jacke, die sie immer noch nicht ausgezogen hatte? Schlich unter den Hosenbeinen entlang und legte sich direkt auf ihre Haut? Als wäre er keine gewöhnliche Erscheinung des Wetters, sondern ein bösesartiges Lebewesen, das es auf sie abgesehen hatte.

Alles war schlimmer, viel schlimmer als in ihrer Vorstellung und am liebsten wäre sie auf der Stelle wieder umgekehrt, zurück nach Berlin gefahren. Doch im Leben war selten etwas so wie in der Vorstellung. Damit konnte sie sich aus. Warum sollte es ausgerechnet hier anders sein?

Sie dachte: Wenn ich meine Jacke nicht ausziehe und an die Garderobe hänge, dann ist es das sichere Zeichen dafür, dass ich diesen Ort bald wieder verlasse, noch heute Abend. Sie dachte: Wenn ich meine Jacke anbehalte, dann passiert mir nichts. Gar nicht erst den Anschein erwecken, als wollte ich mich hier

häuslich einrichten – und sei es auch nur für kurze Zeit. Bereits das Ausziehen der Schuhe und der Jacke wäre zu viel gewesen. Und wenn sie erst einmal ihre Reisetasche auspackte, davon war sie überzeugt, dann hätte sie verloren.

Doch um diese Uhrzeit kam sie wahrscheinlich nicht mehr weg. Flucht wäre frühestens am nächsten Morgen möglich. Flucht wovor?, fragte sie sich. Vor dem Nebel? Dem Haus? Vor der fremden, hügeligen Landschaft, die sie auf dem Weg hierher als schroff und feindlich empfunden hatte? So wie es aussah, würde sie heute Nacht hierbleiben müssen. Eine ganze Nacht musste sie in diesem Haus überstehen.

Alle guten Vorsätze, mit denen sie angereist war, schienen vergessen. Sie wollte nichts erledigen, nichts regeln, sich nicht um Dinge kümmern, die sie nichts angingen. Die sie nicht einmal interessierten. Sie wollte bloß wieder fort von hier. Mit dem ersten Bus in die nächstgrößere Stadt, aus der sie soeben gekommen war, und danach mit dem Zug nach Berlin. Hätte sie bloß mit dem Auto fahren können. Doch sie besaß keins – womit sie normalerweise gut leben konnte – und jetzt war einer der Momente gekommen, in denen sie diesen Umstand bedauerte. Fuhr in dieser gottverlassenen Einöde überhaupt ein Bus? Unterwegs hatte sie aus dem Fenster des Taxis eine traurige, verwaiste Bushaltestelle gesehen. Einsam in der Landschaft und halb im Nebel. Der Abfalleimer hatte ebenso schief wie das schmale Dach über der verwitterten Bank gehangen, auf der niemand gesessen hatte. Vielleicht hatte dort schon lange niemand mehr auf den Bus gewartet, weil dort seit Langem keiner mehr hielt.

Sie hatte den mürrischen, schweigsamen Taxifahrer nach Busverbindungen fragen wollen, doch sogar sein Hinterkopf hatte eine solche Feindseligkeit ausgestrahlt, dass sie es unterließ. Sie hatten während der Fahrt kein Wort gesprochen. Der Taxifahrer hatte sie fortwährend im Rückspiegel beobachtet und sie hatte das Ende der Fahrt herbeigesehnt, um nicht weiter diesem unangenehmen Blick ausgesetzt zu sein. Sie waren eine kleine Steigung hinaufgefahren. Am Haus angekommen, war der Fahrer nur äußerst widerwillig, wie es schien, ausgestiegen, um den Kofferraum zu öffnen, hatte ihr nicht mit der Tasche geholfen und zum Abschied etwas gesagt, das sie nicht verstanden hatte. Dann war er mit quietschenden Reifen davongefahren.

Allmählich ging die Dämmerung in Dunkelheit über. Es war hier viel dunkler als in der Stadt. Überwältigend dunkel. Sah so das Ende der Welt aus? Sie hatte es sich immer anders vorgestellt. Falls sie es sich überhaupt je vorgestellt hatte. Sie schaltete das Licht in dem größeren Raum ein, der nach hinten zum Garten lag. Offensichtlich das Wohnzimmer. Ohne die Einrichtung zu beachten, ging sie zur Terrassentür und öffnete sie. Der gleiche dichte Nebel wie vor dem Haus. Hatte sie denn ernsthaft erwartet, hinten würde sie davon verschont bleiben? Sie trat einen Schritt nach draußen. Zwei weiße Plastikstühle vor einem kleinen Holztisch, überzogen von einem dünnen Schmutzfilm. Keine Kissen auf den Stühlen. Doch das war nicht verwunderlich – Helene war zwei Wochen zuvor gestorben, im Herbst, der dieses Jahr früh eingesetzt und sich keinen einzigen Tag als

golden gezeigt hatte. Warum sollten Ende Oktober, an einem feuchten, kalten Abend, Kissen auf den Stühlen liegen, noch dazu, wenn das Haus seine Bewohnerin verloren hatte? Wahrscheinlich hatte Helene sie am Ende des Sommers für den nächsten Frühling weggeräumt, den sie nun nicht mehr erleben würde. Oder jemand anderer hatte es getan. Obwohl es in Helene Leinwebers Leben angeblich niemanden gegeben hatte.

Der Anblick des Schmutzes auf den Stühlen machte sie überraschenderweise für einen Moment traurig. Ein verlassener Ort, den niemand mehr pflegte, der sich selbst überlassen blieb. Die Traurigkeit stieg von tief innen empor, plötzlich und heftig.

Reiß dich zusammen, ermahnte sie sich. Du kannst Helene doch kaum. Im Grunde kanntest du sie gar nicht. Nichts verband dich mit ihr. Es sind nicht deine Terrassenmöbel. Es ist nicht dein Schmutz. Du bist nicht verantwortlich.

Sie konnte den Garten nicht überblicken, seine Größe nicht einschätzen. Am Ende, vielleicht, zehn, fünfzehn Meter von der Terrasse entfernt, glaubte sie dicht stehende Bäume auszumachen. Hatte Helene sich etwa ganz alleine um den Garten gekümmert? Ihr Herz schlug noch immer übermäßig schnell und diese Eigenmächtigkeit ihres Körpers verärgerte sie. Sie wollte fort, doch sie hatte eine Aufgabe zu erledigen. Eine Pflicht. Tochterpflicht. Nichtenpflicht. Familienpflicht. Dabei hatte sie mit ihrer Familie schon lange nichts mehr zu schaffen.

Als sie gerade wieder ins Zimmer zurückgehen, die Tür fest verschließen und die Vorhänge zu-

ziehen wollte, um den Nebel, die Dunkelheit, den Garten, das Draußen auszusperren, bemerkte sie auf den Steinplatten neben einem der Stühle ein kleines Häuflein. Zu gewölbt für ein herabgefallenes Herbstblatt. Eine Art farbige Beule auf dem Grau der Steine, die trotz der Dunkelheit und des Nebels aufzuleuchten schien, als wollte sie auf sich aufmerksam machen. Sie trat näher heran, vorsichtig, und dann sah sie, dass es ein Vogel war. Ein wenig zerrupft, aber Farbe und Zeichnung des Gefieders waren noch deutlich zu erkennen.

In ihrer Kindheit hatte ihr verstorbener Vater ihr häufig die Vogelwelt erklärt, eins seiner Hobbys. Als Kind hatte sie seine Erklärungen sterbenslangweilig gefunden, doch ihnen hatte sie zu verdanken, dass sie nun, Jahrzehnte später, den zierlichen Vogel auf Helenes Terrasse identifizieren konnte. Vor ihr lag ein Fink. Seine Augen waren geöffnet. Er war so klein. So zart. Fast konnte sie ihn in ihrer Hand fühlen, so leicht, dass sein Gewicht kaum zu spüren war, nur seine Wärme und sein pochendes Herz. Ein toter Buchfink, der erste Willkommensgruß am Ende der Welt.

Sie musste ihn beseitigen. Im Blumenbeet vergraben, das Helene sicher angelegt hatte, oder dort hinten zwischen den Bäumen. Allerdings fürchtete sie sich im Dunkeln vor dem unbekanntem Garten. Noch hatte der Zerfallsprozess des Vogels nicht sichtbar eingesetzt, aber das konnte sich bereits morgen früh geändert haben, trotz des kühlen Wetters. Sie wollte ihn mit der Schuhspitze antippen, doch noch in der Bewegung überkam sie leichte Übelkeit

und sie zog ihren Fuß wieder zurück. Wer weiß, wie lange er hier schon liegt, dachte sie, und ob er auf der anderen Seite auch noch so unversehrt aussieht. Sie wollte nichts mit dem Tod zu tun haben. Er umwehte sie schon zu Hause in Berlin in Gestalt einer sterbenden Liebesbeziehung. Und das fremde Haus, in dem sie sich befand, war das einer Toten; in jedem Winkel fürchtete sie den Geruch danach. Sie wandte den Blick von dem kleinen Leichnam. Jeder sonstige Vogel – eine Kohlmeise, ein Spatz, eine Amsel – wäre ihr lieber gewesen als einer, der genauso hieß wie sie: Fink.

Johanna Fink, die ihren Namen nie sonderlich gemocht, vielmehr oft unter dem feinen Hauch der Lächerlichkeit, der ihm anhaftete, gelitten hatte, rührte den toten Vogel nicht an. Sie ging zurück ins Haus, schloss die Terrassentür und die Vorhänge. Ihre Knie zitterten und der Schweiß brach ihr aus. Ihr Mund war ganz trocken. Johanna Fink hatte Angst. Die Angst kam schnell und brutal, schnürte ihr die Luft ab, versetzte ihr einen heftigen Tritt in den Magen.

Erst viele Minuten später beruhigte sie sich wieder. Sie fragte sich, ob ihr die unwirtliche Dunkelheit dort draußen nicht wohlvertraut war. Ob sie nicht derjenigen entsprach, die schon seit Wochen auf ihrer Seele lag und die von Berlin mitgereist war, als Johannas ständige Begleiterin. Sie setzte sich auf einen der Sessel in Helenes Wohnzimmer, wischte sich über die Stirn, rieb ihre feuchtkalten Hände an den Oberschenkeln ab und zwang sich, ruhig und gleichmäßig zu atmen.

Es ist nichts passiert, sagte sie sich. Es ist doch gar nichts passiert. Nur ein toter Vogel. Du bist ein elender Angsthase.

Noch immer trug Johanna ihre Jacke – als würde sie gleich wieder gehen.

Ich muss sie wohl doch langsam ausziehen, dachte sie. Und dann muss ich meine Tasche auspacken. Ich habe eine Aufgabe. Ihretwegen bin ich hergekommen.

Um den toten Buchfinken würde sie sich am nächsten Tag kümmern.